

Verflucht sei, wer das Recht der Fremden beugt

Dorothee Wilhelm

»Sag mal, wärst du eigentlich manchmal lieber ohne Rollstuhl?«, fragt mich Celina, meine zwölfjährige Mitbewohnerin. »Schon«, sage ich. »Manchmal wär's praktischer, weil's überall so viele Treppen gibt. Und manchmal stinkt es mir, wenn Leute mich so angucken, als müsste ich immer traurig sein.« Celina weiß, was ich meine. Zuerst stellen sie sich fremd, so als käme es unerwartet, dass es auch solche wie mich gibt. So werde ich zur Fremden. Da man mit mir nicht rechnen muss, kann man praktisch und symbolisch alles so einrichten, als gäbe es meinesgleichen nicht. Ich muss dann sehen, wie ich über diese Hindernisse komme (dazu auch Wilhelm 1997).

»Verflucht sei, wer das Recht der Fremden beugt!« heißt es in Deuteronomium 27,19. Diese »Fremden« sind in der jüdischen und mit ihr in der christlichen Tradition die, die ohne den Schutz einer Sippe quasi vogelfrei herumreisen. Häufig werden sie in einer Reihe mit den »Witwen« und »Waisen« genannt. Die Reihe »Fremde – Witwen – Waisen« umfasst also drei Gruppen, die ohne die Protektion eines Patriarchen auskommen müssen, die keinem Mann angehören. Es ist ein patriarchales Modell: Wer nicht über einen Familienvater und die Zugehörigkeit zu seinem Haushalt definiert ist, hat keinen Platz. Der Vater ist Strukturprinzip für »seine« Frau und »seine« Kinder. Frauen und Kinder sind somit über ihn fremdbestimmt. Ohne einheimisches männliches Familienoberhaupt sind sie »herrenlos«. Menschen mit Behinderungen gehören auf den ersten Blick nicht in diese Kategorie. Leute mit Behinderungen, »Lahme«, »Blinde«, »Tauben« und »Stumme«, sind vielleicht per Behinderung für ihre Sünden gestraft oder für die Sünden ihrer Eltern (Joh 9,1-3), aber auf alle Fälle müssen sie geheilt werden, in Ordnung gebracht, ihre Lebenslage stellt keine akzeptable Möglichkeit menschlichen Lebens dar.

| Wer ist wem fremd?

Fremde, Witwen, Waisen und Leute mit Behinderung verbindet nichts – außer, dass sie über die gleiche patriarchale Struktur zum Objekt einer Fremdzuschreibung werden.¹ Der Blick, der sie fremdbestimmt, ist der Blick derer,

1. »Patriarchat« verstehe ich in Anlehnung an Elisabeth Schüssler Fiorenza (1998, 62) als Herrschaft von Männern über andere Männer, Frauen, Kinder, kolonisierte Völker und andere.

die sich selber als »normal« abbilden und von dort aus die anderen als abweichend von ihrem Maßstab betrachten, gemessen nach dem Grad der Abweichung von ihrer Norm. Die Abweichung wird dabei auf den Körpern der anderen abgebildet: Man sieht auf den ersten Blick, ob jemand anders ist, weiblich, fremd, behindert, und glaubt, ohne ein Wort gewechselt zu haben, »den Plan im Sack« zu haben über das Objekt des Blickes.

Es sind also die Bilder, die neue Erfahrung verhindern, Unrecht legitimieren, Begegnungen verunmöglichen, weil wir immer schon wissen, wen wir vor uns haben, wenn ein Mensch weiblich oder weiblich und behindert oder weiblich und behindert und schwarz ist. Diese Bilder sind keineswegs unwichtige Details; sie liegen dem Rassismus zugrunde, der Eugenik wie der Aussortierung möglicherweise behinderter Föten in der Pränataldiagnostik. Sie geben dem Ausschluss aller von der Teilhabe an der Macht, die nicht weiß, männlich, nichtbehindert, heterosexuell und einheimisch sind, einen Anstrich von Recht oder Natürlichkeit oder göttlichem Willen.

Wo »drinnen« und wo »draußen« ist, ist eine Frage der Definitionsmacht, des eigenen Weltbildes also und der Macht, es durchzusetzen. Unter solchen Umständen ist der Blick, der die einen zu ZuschauerInnen macht, die anderen zu Zur-Schau-Gestellten, nicht umkehrbar.

| Das Bilderverbot als Projektionsverbot

Ein solcher nicht umkehrbarer Blick verdinglicht die Angeschauten und macht sie zur Projektionsfläche von Fantasien, die sie selbst nicht korrigieren können, weil sie nicht zu Wort kommen. In der jüdischen und durch sie in der christlichen Tradition gibt es einen kraftvollen Versuch, die verletzlichen wirklichen Menschen vor dieser Macht der Bilder zu schützen: Es ist das Bilderverbot.

Es schützt die Menschen vor dem Versuch, sich Gottes zu bemächtigen durch ein magisches Spiel, welches das göttliche Wirken in den Griff zu bekommen wünscht. Es schützt Gott und Mensch vor Verdinglichung. Mein Gegenüber ist nicht ein Etwas, das ich manipuliere oder über das ich vollständig Bescheid weiß oder das ich kontrollieren kann. Mein Gegenüber ist so frei und so sehr Selbstzweck wie ich auch. Wir haben kein Recht, Frauen, Behinderte, Schwarze, Lesben und Schwule oder andere scheinbar von der herrschenden Normalität Abweichende gemäß unserem Bild von ihnen zu behandeln. Wir haben kein Recht, sie auf das eine Merkmal zu reduzieren, das von unseren Vorstellungen von »Normalität« abweicht. Das ist ein Verstoß gegen das zweite Gebot. Wer andere zu Fremden macht und dann über sie verfügt, welches denn ihre Lebensmöglichkeiten sein dürfen, gerät auch unter den Fluch: Verflucht sei, wer das Recht der Fremden beugt.

Das Verfahren ist stellenweise subtiler geworden. Aber kontinuierlich und alltäglich findet der Prozess statt, der einige Menschen zu Objekten macht und als Fremde konstruiert. Und dieser Prozess ist nicht umkehrbar, jeden-

falls nicht ohne weiteres. Wo Frauen zum Objekt des herrschenden männlichen Blicks werden, werden sie als Fremde konstruiert. Frauen als Projektionsfläche können mit Natur gleichgesetzt werden, mit Geschlechtlichkeit, die Mann sich so selbst vom Leib halten kann. Naturbeherrschung und Frauenhass, Verobjektivierung von Frauen gehören nicht erst seit der Hexenverfolgung oder gar der Pränataldiagnostik zusammen. Von der Idee her sind sie seit der Antike verknüpft. Überaus klar haben Max Horkheimer und Theodor Adorno diese Verknüpfung in ihrer »Dialektik der Aufklärung« analysiert (Horkheimer/Adorno 1971, 207 ff., besonders 225).

| Setzen Blicke Normen?

Die Unterwerfung der Leiber unter die Körpernormierung wird von beiden Geschlechtern vollzogen. Es gibt einen grundlegenden geschlechtsspezifischen Unterschied im Umgang mit Schönheit. Frauen werden systematisch daraufhin sozialisiert, sich schöner zu machen, zu kleiden, zu frisieren und nicht zuletzt ihre Figur zu korrigieren. So, wie wir sind, sollen wir uns nicht in Ordnung fühlen. Frauen werden unabhängig von ihrer Funktion an ihrer Schönheit gemessen. »Schön« heißt in diesem Kontext »attraktiv für den männlichen Blick«. Was Schönheit von Frauen ist, wird im herrschenden und heterosexuellen Muster durch den männlichen Blick definiert.

Warum aber bemühen sich die Frauen so heftig, diesem Ideal nachzukommen? Kaum eine ist so dumm, die Lügen der Werbung nicht wenigstens als Übertreibungen zu identifizieren. Warum also?

»Schönheit« ist mit Verheißungen verbunden, mit Versprechen von Glück, Liebe, Gemeinschaft, Jugend, Gesundheit, Wohlstand – und so weiter. Die Bindung tiefer Sehnsüchte an gesellschaftliche Normen von Schönheit ist keineswegs eine Bagatelle. Sie steht in einer gesamtulturellen Bewegung der Ausgrenzung entlang der Norm: Wer abweicht, ist von der herrschenden Verheißung ausgeschlossen. Wer abweicht, sollte schnell die Abweichung beenden, weil sie oder er sonst bald zwangskorrigiert, ausgegrenzt oder im äußersten Fall sogar getötet wird. Das Wissen und die Angst vor diesem Mechanismus diszipliniert alle, die »drinnen« und die »draußen«.

Dass die faschistische Katalogisierung nicht zuletzt eine Sortierung der vermessenen Menschen in lebenswerte und nicht lebenswerte zum Ziel hatte, ist bekannt. Es ist leicht und kostet nichts, sich von der systematischen Ermordung der zu »Lebensunwerten« Erklärten zu distanzieren. Aber es führen historische Linien hinein ins »Dritte Reich«, und ebenso führen Spuren wieder heraus. Eine solche Spur ist das Katalogisieren von Menschen.

Der Gentechnologie als der praktischen Anwendung der Genetik ist diese Herkunft anzumerken. Florianne Köchlin erzählt in ihrem Buch »Schön, gesund & ewiger leben« aus einem Video-Film, der das Besamungsinstitut »Idant Sperma Bank« in New York vorstellt. Im Beratungsgespräch darf die Kundin den genetischen Cocktail auswählen, der ihrem künftigen Kind zu-

grunde liegen soll. Sie wählt Augenfarbe, Haarfarbe, Gewicht, Größe, Bildungsstand und ob der Spender ein Weißer oder ein Schwarzer sein soll (Koechlin 1994, 17). Dank sei der Gentechnologie – die künftige Mutter kann das künftige Kind entsprechend ihren Bedürfnissen designen. Eine Untersuchung des humangenetischen Instituts Münster ergab, dass 20% einer Gruppe Schwangerer den Embryo oder Fötus bei zu erwartendem genetisch bedingtem Übergewicht abtreiben würden. Bei zu erwartender körperlicher oder geistiger Behinderung ist die Bereitschaft zur Abtreibung bedeutend höher und hängt direkt mit dem zunehmenden gesellschaftlichen Druck zusammen, durch pränatale Diagnostik die Zahl der behindert zur Welt kommenden Kinder und die gesellschaftlichen Folgekosten dieser Geburten zu vermindern.

Fremder als Frauen im Allgemeinen sind behinderte Frauen. Sie werden zu Nicht-Frauen erklärt und kommen in den öffentlichen Frauenbildern nicht vor – oder haben Sie schon einmal eine Rollstuhlfahrerin in der Zigarettenwerbung gesehen? Auch an den öffentlichen WCs kann man unschwer ablesen, dass es eigentlich keine behinderten Frauen gibt: Es gibt Männer, Frauen und Behinderte. Im Piktogramm zum Beispiel an Liften oder eben Toiletten, sind Behinderte identisch mit rollstuhlfahrenden Personen. Wieso? Ich vermute, weil RollstuhlfahrerInnen für Zweibeiner und ZweibeinerInnen am besten als Behinderte zu erkennen sind. Behinderte sind aber verschieden. Was z. B. ein alter, gehörloser Mann braucht oder ein blindes Kind, das weiß ich nicht – ich müsste mir schon die Mühe machen, direkt Kontakt aufzunehmen und sie zu fragen. Gemeinsam ist aber allen so genannt behinderten Leuten, dass sie an etwas gehindert werden. Und zwar nicht durch ihre körperlichen Möglichkeiten.

| Rollstuhlfahren ist keine abendfüllende Beschäftigung

Es gibt ein bestimmtes Spektrum an menschlichen Fähigkeiten, wovon die Minderheit andere zur Verfügung hat als die Mehrheit. Es heißt nicht einfach, dass ich als Rollstuhlfahrerin ganz allgemein weniger kann als Sie, sondern dass das Detail »Gehen« nicht meine starke Seite ist. Das heißt, wenn's ums Gehen oder Laufen geht, bin ich nicht die beste Kandidatin, und das, was ich nicht kann, ist auf diesen Bereich beschränkt.

Dieses Merkmal »Rollstuhlfahrerin« wird aber nicht auf einen Bereich beschränkt. »Seit Jahrhunderten hat unsere Kultur die Behinderten ausgesondert und kulturell zu den Antipoden gemacht. Die Behinderung als solche wurde zum Inbegriff des Bösen: Der Teufel hinkt. Im Märchen ist das bucklige Männlein der Bösewicht, und die Hexe ist hässlich. Schön und ebenmäßig von Gestalt sind hingegen immer die Guten. (...) Solche Hierarchisierungen bedrohen jedoch immer auch die Nicht-Behinderten, denn in jeder Lebensgeschichte ist Behinderung als Möglichkeit enthalten. Das erklärt auch die Angst der Nicht-Behinderten vor den Behinderten. Warum sonst

wird auf sie mit so viel Unsicherheit, Spannung und Abwehr reagiert, wenn nicht aus diesem Grund? Das Körperschema ist verrückt, das Erwartete enttäuscht, die Angst um die eigene Unversehrtheit wird mobilisiert, und den anderen wird diese Beunruhigung angelastet: Sie stören, verstören. Selbst minimale Abweichungen, auch solche, die keinerlei Beeinträchtigung bedeuten, lösen oft massive Reaktionen aus, was ein Zeichen dafür ist, wie ängstlich und starr die Nicht-Behinderten sich an ihren Normen festzuhalten versuchen« (Rommelspacher 1995, 55).

| Behindert – gehindert!

Rollstuhlfahrerin zu sein bedeutet, dass alle möglichen Menschen auf der Straße denken, ich sei bemitleidenswert, ich bräuchte ausgerechnet ihr Mitleid, ich sei zuständig für Abhängigkeit und Traurigkeit und Hilflosigkeit und Grenzen – ganz im Gegensatz zu ihnen natürlich, Glück und Freiheit gehören zu ihrer Seite der menschlichen Möglichkeiten. Diese Arbeitsteilung zu meinen Ungunsten machen sie, wenn sie mich mit Augen ansehen, die zwischen »normal« und »nicht normal« unterscheiden und uns verschiedenen Seiten zuordnen. In der Verfremdung wird der Vorgang sichtbar: Wenn ich Krücken oder einen Rollstuhl benutze, also Gehhilfen, gelte ich als behindert. Wenn Sie eine Brille benutzen, also eine Sehhilfe, gelten Sie nicht als behindert. Was ist der Unterschied? Vor hundert Jahren hätten Sie mit ihrer Sehbehinderung bestimmte Tätigkeiten nicht ausführen können, heute können Sie es. Sie sind auf dem Arbeitsmarkt multifunktional verwendbar, und inzwischen ist es auch gelungen, Brillen nicht mehr als hässlich gelten zu lassen, sondern wie Accessoires zu verwenden. Selbst mit meinem wunderschönen nachtblauen Rollstuhl ist das bis heute nicht möglich – und dieses Hindernis liegt wie manches andere in den Köpfen, in den Augen, die mich anschauen.

Wer abweicht von dem, was als normal gilt, wird zur oder zum hauptberuflich Abweichenden erklärt. Über einen Philosophen wird gesagt, dass er homosexuell ist – niemals, dass er heterosexuell ist. Über eine Sportlerin wird gesagt, dass sie schwarz ist, niemals, dass sie weiß ist. Über eine Mutter wird gesagt, dass sie behindert ist, niemals, dass sie nichtbehindert ist usw. Und alle glauben, durch die Erwähnung dieses einen Merkmals wüssten sie über die Person Bescheid. So wird die Person auf dieses eine Merkmal reduziert. Andere Hindernisse erscheinen als praktische, greifbare, aber auch sie beginnen in den Köpfen. In Zürich, wo ich wohne, sind die Trams nicht rollstuhlgängig, und viele öffentliche Gebäude sind es auch nicht – wie kann man aber ein Gebäude öffentlich nennen, wenn es gar nicht für alle zugänglich ist? Wenn alle dafür zahlen, aber gar nicht alle hineindürfen? Stellen Sie sich einmal vor, es gäbe am Rathaus oder am Tram Schilder »Rollstuhlfahrer unerwünscht« – das wäre doch ein Skandal, oder? Wenn man die Stufen entsprechend baut, braucht man solche Schilder gar nicht. Es reicht,

dass man einfach vergisst, dass es Leute gibt, die Lifte und Auffahrten brauchen – und dazu braucht man nur Vergesslichkeit, keine bösen Motive. Der abweichende Körper wird in der Bibel qua Wunderheilung ein »normaler« Körper, das Auge ist nicht länger irritiert vom Anblick der Abweichenden. Wessen Auge? Nicht das derer, die als abweichend abgebildet werden. Es geht vielmehr um die Sehgewohnheiten der so genannt »Normalen«, d. h. derer, die der (welcher?) Norm entsprechen. Zu dieser Sehgewohnheit gehört, jede Abweichung vom körperlichen Status der »Normalität« mit Leiden gleichzusetzen. Auf die Heilungsgeschichten übersetzt, bedeutet das, dass die »Krüppel«², »Lahmen«, »Blinden«, »Tauben«, »Stummen« per Wunder zum Status der »Normalen« emporgeholt werden, somit ihr Leiden beendet ist, weil sie endlich so sein können wie die anderen.

Die Körper der Abweichenden sollen sich ändern, nicht ihre Umgebung. Die kann sich durch das Ereignis der Heilung in ihrer uniritierten Normalität bestätigt fühlen. Dass jemand mit einer Behinderung leidet, wird zum Problem des betroffenen Körpers statt der betroffenen Umgebung, die die Hindernisse schafft für Menschen mit speziellen Bedürfnissen, bis diese als »behindert« erscheinen. In Cambridge/Massachusetts ist mir einmal etwas widerfahren, was diese Verlagerung von der Umgebung in die Körper veranschaulicht: Ich stand mit Rollstuhl vor einem Geschäft, das über eine steile Treppe zu betreten war. Unabhängig voneinander forderten mich drei Personen auf, mich nach einem Lift zu erkundigen oder umzusehen – es müsse einen geben, schließlich sei es ein Skandal, wenn es keinen gäbe. In einer ähnlichen Situation in Zürich, wo ich lebe, wären die Leute wahrscheinlich hilfsbereit, aber unfähig, den Skandal wahrzunehmen, der in meiner Aussperrung aus öffentlichen Räumen geschieht: Sie würden eher davon ausgehen, dass ich dort nicht hineinkann, weil mir die körperliche Fähigkeit dazu fehlt – schade, aber unabänderlich.

Das Problem wird so zu meinem Problem. Erst wird der öffentliche und private Raum so gestaltet, dass er nicht für alle Leute zugänglich ist, so, als gäbe es nur ZweibeinerInnen, und anschließend wird das Problem an mich delegiert. Wir Fremden, wir Abweichenden teilen diese Erfahrung, auch wenn wir sonst nichts miteinander gemeinsam haben. Wir teilen die Erfahrung, dass uns Millionen von Augen anschauen, die ganz genau wissen, dass sie die Normalität besitzen und dass unsersgleichen sich auf den ersten Blick als anders identifizieren lässt. Gegen diese Übermacht, diese von scheinbar allen getragene Überzeugung setzen wir meistens einzeln unsere zwei Augen und behaupten eine weitere Wirklichkeit, unsere Wirklichkeit. Das ist anstrengend und kann die Seele fast ersticken. Für solche Gelegenheiten ist das Fluchen erfunden worden: Um in einem fast hermetischen Zustand von selbstverständlichem Unrecht, von festgeschriebener Macht und Ohnmacht

2. Als Selbstbezeichnung der Krüppelbewegung ist der Begriff durchaus produktiv, analog zum »black is beautiful« der afrikanisch-amerikanischen Bewegung; außerhalb dieses politisierten Gebrauches ist es schlicht ein Schimpfwort. Übler finde ich allerdings den uniritierten Gebrauch von Begriffen wie »invalid«, was übersetzt »nicht stark« oder »nichts wert« bedeutet – der »shareholder value« klingt an.

überhaupt noch festhalten zu können, dass da Unrecht ist. Um die eigene Identität als offenen Prozess erhalten zu können, wenn die Übermacht der fremden Blicke der eigenen Wahrnehmung fast alle Luft zum Atmen nimmt. Also seid verflucht, die ihr das Recht der Fremden beugt!

»Sag mal, wärst du eigentlich manchmal lieber ohne Rollstuhl?« In Celinas Frage ist keine Rechtsbeugung. Sie ist offen formuliert, sie setzt nicht voraus, dass Rollstuhlfahren sowieso immer schon ganz, ganz schrecklich ist. Die Frage lässt eine Antwort zu, die ihr noch nicht bekannt ist. Meine Antwort erzählt ihr von struktureller Gewalt – architektonischer Ausschluss – und von sozialer Ausgrenzung – Fremdbestimmung und Projektion. Und wie geht es weiter? Celinas Frage hat einen utopischen Gehalt; nicht völlig utopisch, da er ja einen Ort in der Vorstellung einer Zwölfjährigen hat. Sie kann sich vielleicht vorstellen, dass ich »nein« sage: »Nein, eigentlich geht mir der Rollstuhl nie auf die Nerven.« Ich kann meine Antwort, mein Bild von mir, selbst definieren. Sie setzt voraus, weil wir eine Alltagserfahrung miteinander haben, dass mein Leben viele Facetten hat und nicht nur eine eindimensionale Leinwand für fremde Bilder ist, weil sie »manchmal« sagt, nicht »grundsätzlich«. Sie erlebt mich natürlich nicht als ohnmächtig, die Einbahnstraße von Hilfsbedürftigkeit und Hilfe gewähren fällt weg, denn ich bin zeitweise für sie verantwortlich, unterstütze sie, versuche sie zu verstehen und setze ihr Grenzen. Celina weiß schon lange, dass es viele verschiedene menschliche Lebensmöglichkeiten gibt, sie hat auch oft erlebt, wie mir im Alltag Probleme gemacht werden. Deshalb kann ich viel subjektiver antworten, als wenn mich irgendjemand fragt. Ich habe genug Kontakt zu ihr und sie zu mir, dass ich den Versuch für lohnend halte, auch Frustration über die Grenzen, auf die ich stoße, auszusprechen. Wenn mich irgendjemand fragt, ist es schwer für mich, nicht in der Zurückweisung seiner Projektionen stecken zu bleiben – ein durchschnittlicher Zweibeiner oder eine Zweibeinerin kann einen so langen Weg von der Projektion über ihre Dekonstruktion bis zu kleinen Geschichten aus dem wirklichen Leben nicht auf einmal zurücklegen.

Als Frauen mit Behinderung sind wir mit der Abwehr von gesteigerten Körpernormierungen beschäftigt, mit dem Kampf um jeden Zentimeter Spielraum für ein selbstbestimmtes Leben. Wo bleibt unser freies Begehren? Verflucht sei, wer das Recht der Fremden beugt! Individuelle und kollektive Strategien von Frauen mit Behinderungen sind mit Anstrengung verbunden, sind Fragmente, schmale Spuren. Niemand hat behauptet, eine menschlichere Gesellschaft (für einige Gesellschaftsmitglieder mehr als die bisher vorgeesehenen) sei leicht zu haben. Im Einzelkämpferinnen-Alltag gegen die Übermacht eurer Blicke und Treppen kann ich nicht darauf warten, bis ihr mit euren Fantasien über mich fertig seid. Ich ignoriere sie, blende sie gezielt aus, verfolge möglichst unberührt von eurer Normalitätskonstruktion meine Wege, denn dies ist mein einziges Leben. Individuelle und kollektive Strategien zur Wiederaneignung unseres eigenen Begehrens sind für mehr oder minder behinderte Frauen vor allem spielerisch zu haben, auf der Spur einer Leichtigkeit, die ohne nach rechts und links zu schauen, ein Stück vorwegnimmt, wo wir hinwollen könnten.

Literatur

- HORKHEIMER, MAX/ADORNO, THEODOR W., Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt a.M. 1971.
- KOECHLIN, FLORIANNE, Schön, gesund und ewiger leben. Bilder und Geschichten zur perfekten neuen Welt der Gentechnologie, Zürich 1994.
- ROMMELSPACHER, BIRGIT, Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht, Berlin 1995.
- SCHÜSSLER FIORENZA, ELISABETH, Zu ihrem Gedächtnis. Eine feministisch-theologische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge, München u. a. 1988.
- WILHELM, DOROTHEE, Fremdkörper – Produktive Irritationen in der Begegnung mit Behinderten, in: Adam, Gottfried/Kollmann, Roland/Pithan, Annebelle (Hg.), »Normal ist, verschieden zu sein«. Das Menschenbild in seiner Bedeutung für religionspädagogisches und sonderpädagogisches Handeln. Dokumentationsband des Vierten Würzburger Religionspädagogischen Symposiums, Münster 1994, 51–59.
- WILHELM, DOROTHEE, Versöhnung? Wer mit wem? Vor allem: wie?, in: Neue Wege 91 (1997), H. 7/8, 222–226.